

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt

84 (27.10.1848)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 27. Oktober 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: W. H. Brandeker.

N^o. 84.

Flora Tristan.

(Von Jules Janin.)

Ich kann das tiefe Mitleid, welches mich befällt, wenn ich an das vielfältig bewegte, stets schwankende Schicksal dieser unglücklichen Frau denke, nicht beschreiben. Armuth, Verlassenheit, Einsamkeit, Gewalt, wunderbare Schicksale, die fremdartigsten Abenteuer hat sie erduldet, Bemühungen, Anstrengung beinahe ungläublicher Art und Ausdauer hat sie geübt, um sich in das Gleichgewicht mit der Gesellschaft zu setzen, welche sie zurückwies, von sich stieß. Heimliche Thränen, still in der Brust verschlossene Schmerzen, ein tiefes Elend haben an ihr genagt, und sie endlich in der Blüthe der Jugend vor wenig Monden hinweggerafft aus dieser Stadt von Eisen und von Feuer, von Elend und von Steinkohlen.

Daß eine solche Frau, so mit Unglück und mit Geist begabt, so von kühnem Muth und weiblicher Schwäche, von durchdringender Thätigkeit und von trauriger Niedererschlagenheit, daß eine Frau von so wunderbarer Begabung plötzlich aus der Welt verschwinden kann, ohne daß ihr Tod auch nur das mindeste Aufsehen macht, das ist's was mich in Erregung setzt und besonders in der jezigen Epoche. In einem Zeitalter, welches wahrhaft begierig ist nach erschütternderen Geschichten, mitten unter einem Volke, welches allen Schicksalen zuläuft ohne Brod, wie die alten Römer unter Cäsar nach den Schauspielen und dem Brod.

Die Menschen sind so gleichgültig, daß, wenn die Schlacht bei Waterloo wieder geschlagen würde, sie doch am folgenden Tage ganz ruhig in ihr Kaffeehaus gingen, um die Fortsetzung des Romans von gestern im Feuilleton des Constitutionnel zu lesen.

Noch einmal — alle diese Ursachen zusammengefaßt, so kann ich es doch nicht begreifen, daß diese Frau gestern gestorben und schon heute vergessen sei, bloß weil ihr Leben ein erschütterndes Drama, ein abenteuerlicher Roman ist, welchen Niemand erfinden konnte, in dem Alles fertig ist, der nur aufgeschrieben zu werden braucht vom Ersten der die Feder dazu ergreifen will, von mir z. B., obgleich ich der ungeschickteste aller Romanschreiber bin.

Ich habe die Heldin dieses Romans gekannt. Als ich sie zum erstenmale sah, war sie bewundernswürdig schön, von eleganter und leichter Haltung, von herrlichem Ebenmaaß, von stolzem und lebhaftem Ansehen. Ihre Augen waren vom Feuer des Orients erfüllt, ihr langes schwarzes Haar konnte ihr wie ein Mantel dienen, ihr Teint war dunkler als gewöhnlich, aber von solcher Pracht, von solcher sammetartigen Weiße, daß dieses allein genug gewesen wäre, um alle Männer zu Narren zu machen. Ihre Zähne waren regelmäßig, scharf, fein gebildet und sehr weiß, die Lippen welche sie bedeckte und beim Scherze so lieblich öffneten, daß dieses bezaubernde Lächeln sprichwörtlich geworden, hatten die dunkelste Färbung, welche ich je gesehen. Ihr Gang war fest, ihre Kleidung war fern von aller Frivolität, ihr Benehmen durchdrungen von der lieblichsten Grazie, und bei alledem fühlte man deutlich, daß sie sich wenig darum bekümmerte, ob sie schön gefunden werde oder nicht, das war für sie etwas längst vergessenes oder wohl gar verachtetes.

Wenn sie sprach, belebte sie sich immer mehr und mehr, plötzlich wurde sie wieder schweigsam und nachdenkend, eine Stunde lang war sie munter, gab sich ganz der Gesellschaft hin, einen Augenblick darauf versank sie in ein gewisses sich gehen lassen, welches den südlichen Naturen so durchaus eigen zu seyn scheint. Sie hatte sehr richtige und wahrhaftige Begriffe von der Welt, plötzlich aber konnte sie sich ganz idealischen Träumen hingeben, als ob sie noch mitten in der Fabelwelt lebe. Vom lebhaftesten Geiste wie sie war, schien sie irgendwo eine Königin seyn zu müssen, wenn nicht über alle zu gebieten ihr noch richtigerer Platz gewesen wäre. Sie konnte einem Künstler, einem Dichter als Studie dienen, man konnte sich fürchten ihr zu begegnen, und diese Furcht war doch mit geheimer Freude gemischt, — noch einmal, ich kann es nicht begreifen, wie diese Frau Euch Ihr Schriftsteller, Ihr allezeit fertigen Schauspieldichter entschläpft ist, und daß Ihr mir dieselbe überlaßt, mir, der ich beinahe erschrocken bin über diese Aufgabe.

Nichts bedurfte es als sie zu sehen zurückgebeugt, beinahe zusammengekauert in einem großen Lehnstuhl, wie sie das glänzende, feurige Auge auf den Eintretenden richtete, gleich einer prächtigen im Sonnenschein ruhenden Anaconda. Man brauchte sie nur zu sehen, um zu errathen, welchem Lande, welcher glühenden Sonne sie angehörte; sie war eine Tochter der schattenlosen Zone, ein Kind des heißen Peru, dem sie mit der ganzen Poesie ihres Gemüthes angehörte; darum war sie auch ein verlorenes Kind hier im kalten Norden. Sie gehörte jenem Königreich für Bettler, jenem Blumenduft und Gewürzeshauch durchweheten Lande an, dem die Spanier ihre grelle Unwissenheit und ihre wilden Leidenschaften im Austausch gegen sein gutes Gold gegeben haben.

Sie war in Spanien geboren, des Vaters peruvianisches Blut, gemischt mit dem der Mutter, welche eine Französin war, gab dem Kinde eine Stimmung voll von der Gluth aller drei Nationen, Spanien, Peru, Frankreich, Frankreich von der andern Seite der Pyrenäen, das ging alles durcheinander in dem Geiste des Kindes, das leicht jeden Eindruck annahm und das für ein Leben ohne Lasten und ohne schwere Pflichten geboren schien, geboren, Freude zu geben und zu empfangen, geboren, die Tage in lauter Festen dahin zu bringen, und erzogen mit all den Ansprüchen der stolze Nationen, des ältesten Adels. Der Vater war ein Edelmann von ältester Race; er hatte ihr zum Erbtheil einen unermesslichen, einen unbeugsamen Stolz und eine Eitelkeit ohne Grenzen hinterlassen. Das unglückliche Kind, aufgewachsen in den zum Bedürfnis gewordenen Zerstreungen, in sich stets wiederholenden heiteren geselligen Beengungen, unfähig selbst etwas zu thun und ermüdet von Freuden, nur das Bedürfnis der Ruhe und Erholung, nie das der Arbeit fühlend, sank plötzlich in einem Alter von fünfzehn Jahren in die Hände der schweren, drückenden Wirklichkeit. Elternlos geworden, arm, verheirathete ihr Vormund sie, um sich der Obhut über sie zu entladen, an einen Künstler und aller exträumte Zauber von Glück und Befeligung verschwand in einer mehr als dürftigen Lage. Ihr Gatte, ein Kupferstecher, ein ernster, ar-

beitsamer Mensch, auf nichts denkend, als sein tägliches Brod zu erwerben, war nicht wenig erstaunt, seine bescheidene Wohnung durch diese glänzende Erscheinung erleuchtet zu sehen. Das junge Mädchen, welches Alles mit den Flammen der großen schwarzen Augen entzünden zu wollen schien, konnte einem bedünken, wie eine zierliche Gazelle, welche in die Höhle eines jungen Bären fällt. Was soll aus beiden Theilen werden; was wird das Schicksal dieses Gatten, dieser Frau seyn. Wie werden sich diese Lumpen von Fries und diese Ueberbleibsel eines Purpurgewandes jemals verbinden lassen. Was wird dieses Kind der heitersten Poesie mit diesem Bürger, was wird er der prosaische Mensch mit diesem leichten, schwärmerischen, ätherischen Wesen beginnen, dessen Lächeln, dessen Thränen, dessen Sprache er nicht versteht. Nie sind zwei Wesen einander mehr fremd gewesen, nie zwei widersprechendere Naturen vereinigt worden. Kann man sich eine schrecklichere Verbindung denken, als die des Ackerstieres mit der Antelope. Was konnten sie einander seyn, was sagen, der Eine in seine Arbeit vertieft, mühsam seinen Stichel in die Kupferplatte senkend, der Andere verloren in seinen fieberhaften Träumen.

Wer kennt nicht die düstern Häuser, die nackalten Mauern der Straße Mouffettar, Sie haben wohl Alle den kalten Schweiß von jenen Häusern träufeln gesehen, die Sprache ihrer Bewohner gehört, Sie sind wohl Alle schon durch den Grabesdunst, welcher ihr entquillt, aus ihrer Nähe verschreckt worden; dort war es, wo das kaum fünfzehnjährige Weib leben mußte, dort veräußerte sie drei kummervolle Jahre und zehrte in dieser schmerzreichen Zeit beinahe nur von ihren Thränen. Da endlich schlug die unglückliche Stunde ehelicher Zerwürfniß, die Stunde, welche alle Verhältnisse bricht, ohne Hoffnung auf Rückkehr vernichtet.

Jetzt überhäuften die beiden Ehesklaven, welche zeitweils an dieselbe Bank der Galeere geschmiedet, sich gegenseitig mit allen Beleidigungen, die lange zurückgehaltener Zorn nur zu erfinden vermochte, mit allem Haß und aller Verachtung, welche so gänzlich verschiedene Gemüther in sich nähren mußten, und endlich, als sie sahen, daß ihre gegenseitige Abneigung nicht weiter gehen konnte, trennten sie sich, um sich nie wieder zu sehen, und das ist noch gut, wenn es so kommt, wenn man am Rande des Abgrundes noch umkehren kann und nicht das grausame Schicksal die Bank des Tribunals zum Ziele macht, weil eine Lasse mit Arsenik oder eine Pistolenkugel den Einen der Gatten in das Grab geschickt hat, weshalb nun der Andere die Guillotine bestiegt.

Und was wird aus den Kindern, ist denn noch nicht Elend genug vorhanden? Und wenn man nun bedenkt, daß dieser Mann, wenn er eine Frau seiner Art gehabt hätte, vielleicht glücklich, geehrt, geachtet, als ein wackerer, zärtlicher Familienvater gelebt haben würde; wenn man bedenkt, daß diese Frau unter ihrer glücklichen Sonne vermählt, in einer Lage ihrer geistigen Stimmung angemessen, gefeiert, verehrt, unter allen Frauen von Spanien und von Peru, die herrlichste gewesen wäre, — Welch ein trauriges Geschick!

Wir wollen von diesem mit einer furchtsamen, schwächternen Stimme einige Momente herausheben, ohne auf die Keime der Thatfachen zurückzusehen, ohne Schlüsse aus dem Geschehenen zu ziehen, rein wie die Fakta vor uns liegen.

Als die junge Frau so das Haus verließ, war sie ganz ohne Hülfsmittel, ohne Hoffnung auf solche, allein mit einem kleinen Kinde, ohne Ziel, ohne Aussicht, ohne irgend ein Unterkommen. Auf der Schwelle ihres Hauses ließ sie den Namen des Mannes zurück, welchen sie verabscheute; sie war ohne Stand, ohne Namen, sie war nicht Mädchen,

nicht Frau, nicht Wittwe, und dennoch fühlte sie, daß sie Mutter sei, und also für ihr Kind leben müsse, daß sie einen Ruheort, ein Asyl für dieses, schon in der Wiege verwaiste Kind, dem die Trennung von ihrem Gatten, das süße Gefühl einen heimatlichen Heerd zu haben, so frühe schon geraubt — brauche. Glücklicherweise begegnete dieser unglücklichen auf den Zufall und das gute Glück hin in der Welt irrenden Frau, eine würdige wackere Person, welche sie von ihrer Last befreite. Diese Frau, einfach und arm, lebte von ihrer Hände Arbeit, glaubte mehr an Gott und die Vorsehung, als an die Poesie und phantastische Träume, sie nahm das verwaiste Mädchen an Kindesstatt an, und die unglückliche Mutter ging nun allein in ihrem achtzehnten Jahre ihrem Schicksal entgegen.

Hier begann das wahre Parialeben der Unglücklichen, sie schiffte sich in Bordeaux nach Lima ein, woselbst sie eine ihr unbekanntere Familie aufsuchen wollte, die Familie eines Vaters, der auf irgend einem selbst ihr unbekanntem Kirchhofe in Spanien ruhte, die Familie welche nie von sich hatte etwas hören lassen, welche die Existenz des armen Flüchtlings vielleicht nicht einmal kannte.

Die Abreise von Bordeaux war vielleicht für Niemand so traurig als für die Arme, am traurigsten deshalb, weil Niemand sich um sie bekümmerte, weil sie Niemand hatte, der von ihr Abschied nahm. Da saß sie in einer kleinen Kajütte, 10 Fuß lang und 5 Fuß breit, hörte unter sich die Wellen grollen und rollen, aber neben ihr war Keiner der nur gefragt hätte, wer ist sie? woher kommt sie? wohin will sie? Nur der Capitän des Schiffes nahm einigen Antheil an ihr. Dieser Mann, Namens Chabrie, konnte sehr wacker und tüchtig genannt werden, er schien geneigt, die leichte Flamme welche sich bei dem Anblick der schönen Unglücklichen entzündete, für Ernst zu nehmen. Es war der erste Liebesgedanke, welcher sich auf seinem Wege und in seinem Herzen zeigte.

Man schiffte weiter, der Wuth des Windes und den Launen der Wellen preisgegeben, man durchschiffte dieses bewegte Meer, und als der Sturm nicht mehr heulte und das schaukelnde Schiff ruhig dahin glitt, zog der bitterste Feind des Menschen, die Langweile ein. Dieser lästige Gast setzt sich ans Steueruder und vergällt jede Stunde und jede Minute, denn er verfinstert selbst den heitersten Himmel, er entzaubert jeden Genuß der Reise, er entflammt oft bei den Frauen und Männern, welche immer zusammen dieses bewegliche Gefängniß theilen, eine Leidenschaft, welche mit der Wuth der Kannibalen selbst nicht zu vergleichen ist. Solche Menschen würden sich in Liebe oder Haß verzehren, wenn nicht glücklicherweise der Ruf erschallte: Land! Land! Aber angekommen auf diesem Lande ist es oft weiter nichts, als ein starrer, nackter Felsen, wo von Gastfreundschaft nicht die Rede ist, nichts als Erde, weder Gras noch Blumen, keine Bewohner, und nicht der schöne Anblick der grünen Felder. Ueberall findet man nur einen abscheulichen, widerlichen und fettigen Geruch, den man Regengeruch nennt; glücklich ist man, wenn man erst wieder das Schiff bestiegen hat, um seinen angefangenen Weg fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Familie.

(Aus „Emancipation. Betrachtungen über die sozialen Verhältnisse.“)

Der Menschenbund, den wir in Bezug auf die Einheit der Abstammung Volk, und hinsichtlich seiner staatlichen und bürgerlichen Beziehungen Gesellschaft nennen, ist eine Doppelkette, deren Hauptglieder die Familien bilden, die

ihrerseits wieder aus andern Gliedern, den Individuen bestehen. Die Familie hat ihren Grund in den Tiefen des Gemüths, sie ist der Ausdruck des Gemüthslebens; während die gesellschaftliche Verbindung durch eine allseitige Geistesthätigkeit getragen wird, also in der Vernunft begründet, eine Manifestation derselben ist. Jede soziale Verbindung, jeder Staat ruht mehr oder weniger auf dieser Basis. Deshalb ist die gesellschaftliche Verfassung eines Volkes auch das entscheidende Zeugniß für die von ihm in seiner Vernunftentwicklung erreichte Stufe. Wir lassen jedoch im Augenblick diese weitere Sphäre und beschränken uns streng auf das uns gesetzte Ziel. — Die Familie bewegt sich, wie wir eben gesehen, im Gebiet der Empfindung: sie ist und lebt durch das edelste der Gefühle, durch die Liebe. Diese ist in ihr das schaffende, belebende, beglückende Prinzip; in ihr zeigt sie sich auf allen Stadien des Menschenalters auf das Entsprechendste modifizirt. Im sehnsuchtsgeschwellten Busen der Jungfrau, im Wonnelieben des Jünglings, in der glühenden Umarmung der Gatten, an der Wiege des Säuglings, im schuldlosen Herzen des Kindes, überall verkündet sie ihre segnende göttliche Macht. Deshalb umschließt auch der Familienkreis die süßesten Hoffnungen, das reinste Glück, das die Menschenbrust zu fassen vermag; er ist das Paradies, in dem der Mensch sich als das findet, was im vollen Sinne ihn die Natur zu seyn bestimmte. Dort sammelt die Liebe die Einzelwesen um ihren Altar, den häuslichen Herd, indem sie dieselben zu gemeinschaftlichem Sorgen und Streben verbindet; dort ruft sie kommende Geschlechter in's Daseyn. —

Der Mensch ist das Kind der Liebe, nicht die Frucht des thierischen Instinkts. Wo es anders ist, da ist die Menschenwürde untergegangen. Zu der Familie bildet die Liebe die heranblühenden Generationen. Die Familie also ist der Tempel der Liebe und durch sie die Pflanzschule alles Guten und Großen. In ihr erhält der junge Weltbürger seine erste Pflege, die erste entscheidende Bildung für seinen künftigen Beruf; sie entsendet das junge in ihr, durch sie entfaltete Geschlecht in die weitem Sphären der sozialen Thätigkeit; sie gibt dem Staate seine Bürger; sie hält denselben durch ihre innig-feste Gliederung, durch ihren segensreichen Einfluß. Ihr entschiedenes Gewicht in der Schicksalswaage der Menschheit ist unbestreitbar. Ist ein größeres gesellschaftliches Band zu denken ohne sie? Ist eine glückliche bürgerliche Verfassung möglich bei ihrer Versunkenheit? — In keiner Weise! — sie ist es ja, die alle politischen Institutionen mit ihrem Geist durchdringt und schafft, sie, die alle Fähigkeiten zum sozialen Streben heranbildet. Ist die Familie entartet, so ist es auch der Staat; denn die Familienglieder wirken gleichzeitig als Staatsglieder, und können, wenn sie dem engeren Pflichtenkreise, an den die Natur sie durch die heiligsten süßesten Bande knüpfte, nicht genügen, noch weniger jenem größeren entsprechen, zu dessen Erfüllung allein eine höhere sittliche Entwicklung und edle Gesinnung befähigen.

Forschen wir, auf welchem Standpunkte sich die Familie in unsern jezigen sozialen Verhältnissen befinde, ob sie so, wie sie gegenwärtig ist, den an sie gestellten Anforderungen genügt? Ein flüchtiger Blick auf unsere Zustände wirkt leider dies verneinen. Noch ist zwar die Familie in ihrer äußeren Erscheinung vorhanden: d. h. die natürlichen Beziehungen zwischen Gatten, Kindern, Eltern und Geschwistern dauern fort; treten wir indeß näher an sie heran, senken wir unsern Blick prüfend in ihr Inneres, dann werden wir in ihr häufig nichts mehr als eine werthlose, unbequeme Lebensform finden. Woher aber dieser traurige Unterschied zwischen Ergebnis und Zweck? — Das sittliche

ihre Gehalt verleihende Fundament ist gesunken; jenes geistige sie belebende Prinzip hat sie verlassen, die göttliche Weihe der Liebe ist von ihr gewichen. Auch in ihren Kreis hat die Selbstsucht sich genistet. Gleichgültig, rechnend treten ihre Glieder zusammen; nur bewegt von dem Anspruch auf individuellen Vortheil. Wo dieser keine Befriedigung mehr findet, da hält sie häufig nur der gesetzliche Zwang oder ein Rest von Schamgefühl noch zusammen. Sonach sind die saulsten Punkte unserer heutigen Gesellschaft, die ihren Tod mitbedingen, die Ehe und Kindererziehung, die, um aus ihrer Zerrüttung zu kommen, einer Umgestaltung bedürfen nach dem Grundsatz: „Alles Edle und Dauernde muß sich aus der heiligen Tiefe des Geistes entwickeln.“

Definition des Wortes Mode.

(Von Hermann Walden.)

Die Mode ist eine Frau, daher ist sie herrschaftlich. Aber sie ist auch der Gegensatz einer Frau, denn die Frauen werden von dem Geschmacke beherrscht, die Mode aber beherrscht den Geschmack. —

Die Mode ist ein großer Dichter, denn sie erschafft die wunderbarsten Gebilde, — sie ist aber auch den großen Dichtern gänzlich unähnlich, — denn sie hat nichts mit der Unsterblichkeit gemein. —

Die Mode ist ein König, der nie über seine Unterthanen Klage führt, — denn nur die Eiteln und Narren gehören in sein Reich, und diese sind an Schnürmieder und Handschellen gewöhnt. —

Die Mode ist eine Blumenhändlerin. Die Kränze, welche sie heute windet, verkauft sie morgen, und übermorgen sind sie verweilt. Nur der grüne Faden, welcher sich durch die Blumenstengel hindurchzieht und sie verbindet, bleibt ewig frisch. Er ist das Band, welches die Weltgeschichte zusammenhält. —

Die Mode ist eine Schmeichlerin; — den Lebenden sagt sie Elogen, und die Todten läßt sie unberücksichtigt; denn nur das Lebende kann modern seyn, das Todte aber gehört der Geschichte, oder der Vergessenheit. —

Die Mode ist eine Tänzerin. Sie macht wunderbare Sprünge, dreht sich oft wie ein Kreisel um sich selbst herum, steht selten auf festen Füßen, und entschwindet manchmal von der Bühne, ehe wir es uns versehen. Daher sind die Moden auch — wie die Tänzerinnen — durchgehends flüchtig. —

Die Mode ist aber auch eine Schauspielerin; — sie liebt die Schminke, weiß freundlich zu lächeln, spielt gern die Coquette, hat viele Liebhaber, und zieht dieselben an — und aus. —

Die Mode ist die Freundin der Schneider, — denn sie ist für diese unentbehrlich, — sie ist aber auch nicht die Freundin derselben, denn sie ist eine Feindin der Gläubiger, weil sie oft verschwindet. —

Die Mode ist ein Buch, — sie hat viele Blätter, — und doch ist sie wiederum kein Buch, denn noch niemals vermochte sie zu binden und sie blieb ungebunden, obgleich Verbindungen oft Mode waren. —

Die Mode ist eine Uhr, — ihre Zeiger fahren auf dem Zifferblatte des Geschmacks so lange herum, bis sie wieder auf die alte Stelle zurückkehren. Aber es ist doch auch wieder nicht gut, die Mode als seine Uhr zu betrachten, denn man kann sich nicht nach ihr richten, — weil sie oft zu viel Geist besitzt, um bloßes Instrument, bloße Maschine seyn zu können. Die Mode übertrifft darin manche Menschen. —

Die Mode ist ein Komiker, — man geht hin und zahlt Geld, um sie zu sehen, ja man ahmt ihr sogar gerne nach, — obgleich sie zumeist nur zum Lachen reizt. —

Die Mode ist ein Schmetterling; — der Sommer sieht sie kommen, und der nächste Herbst sie wieder entschwinden. Auf ihren Flügeln trägt sie bunten Staub, und in dem bunten Staube ruht die Vergänglichkeit. —

Die Mode endlich ist ein Papst; — sie ist den meisten Menschen heilig; und wenn sie auch nicht der Nachfolger Petri ist, so folgen ihr die Peter doch nach. —

Wie die Berliner Bürgerwehr den Lindenclub bei großem Regenwetter aufheben soll.

Chor. Immer langsam voran, immer langsam voran, Daß die Bürgerpatrouille mitkommen kann.

Lieut. Hol' der Teibel un seine Großmutter de ganze Republik!

In solches Wetter patrouilliren, dett is een Unjelsück.

Chor. Immer langsam voran etc. etc.

Unterof. Ach Herr Leitnant, bester Herr Leitnant, ick komm nich von den Fleck,

Ach Herr Jesus, nu nimmt der Wind mir jar de Müze weg.

Chor. Immer langsam voran etc. etc.

Gefreit. Straf mir Gott, ick weess nich, wie dieses enden soll, Beede Taschen in mein Palletot, die sind sonst übervoll.

Chor. Immer langsam voran etc. etc.

1. Bürg. Ich seh nich weiter, Herr Leitnant, ick sehe jetzt zu Haus,

In so'n Wetter treibt man keenen Hund nich mal raus.

Chor. Immer langsam voran etc. etc.

2. Bürg. Na nu seag ick, bin ick darum Bürger und Meester woll,

Dett ick in so'n Wetter rummer patrouilliren soll?

Chor. Immer langsam voran etc. etc.

3. Bürg. Wat zu doll is, is zu doll, hat Eener des jesehn, Von den Lindenclub da wird Berlin noch nich zu Grunde gehu.

Chor. Immer langsam voran etc. etc.

4. Bürg. Meine Herrn, ne ick schworet Jhn'n, dett is det letzte Mal,

Der Teibel hol den Spas, dett is ja ein Skandal!

Chor. Immer langsam voran etc. etc.

5. Bürg. Adje mein bestes Leitnantsken, ne ick bin nich so dumm,

Herr Rimpler kann alleene jehn, ick kehre wieder um.

Chor. Immer langsam voran etc. etc.

Lieut. Der Lindenclub meine Herrn wird woll zu Hause seyn, Wir wollen ne Weiße trinken, drum kommen Se hier herein.

Chor. Hoch leb die Bürgerwehr, die überall bekannt, Denn sie beschützt allein das weite Vaterland!!

Bestätigung.

So hbr' doch auf, an Nichts zu glauben!

Ich sprach's zu Duns, und er verspricht's:

„Ja, an mich selber will ich glauben!“ —

So glaubt er eben just an Nichts.

(F. Wege.)

Miscellen.

× Der Muth des Charakters zeigt sich hauptsächlich in anspruchloser Selbstständigkeit; der Ausdringliche und Unmaßende ist immer charakterlos.

× Wenn Gott nicht mehr über uns, die Selbstvergötterung aber mitten unter uns ist, gehen Vernunft, Kraft und Wohlfahrt nach allen Seiten hin zu Grunde.

(E. Rieniz.)

× Jeder weiß, wenn er leiblich krank ist, aber selten weiß Einer, daß und wann er am Geiste krank; ja in der Regel sind Kranke von dieser Art am meisten von ihrer geistigen Gesundheit überzeugt.

× Es gibt so wenig eine an sich und überall vollkommene Verfassung, als einen allgemein passenden Schuh.

× Die Diplomatie ist durch Hinsichten und Rücksichten, durch Horchen und Spähen, durch Andeuten und Verschweigen, durch gedrechelte Anfragen und halbe Antworten, durch wohlgezogenes Lügen und zweideutiges Versprechen, so abgeschwächt, so entnervt, so heruntergebracht worden, daß, wenn einmal ein Mann, ein Staatsmann, mit vollster Kraft in diese negativen, unfruchtbaren Kreise tritt, ein Betergeschrei über ihn erhoben und die willenslose Inpotenz ihm als Gesundheit oder Universalmittel anempfohlen wird.

× Unsere Politik, Philosophie, Kritik ist zersezend, nicht einigend; secirend, nicht organisirend: daher nichts als Stückwerk, und trotz des Hochmuths überall Unzufriedenheit mit dem Stückwerk.

× Es ist ein großer Irrthum, alle irdischen Mängel lediglich durch irdische Mittel abstellen zu wollen.

× Nichts beweiset mehr Daseyn und Herrschaft des Teufels, als was fanatische Theologen in Gottes Namen thun.

× Die Griechen standen viel höher, die Christen stehen viel niedriger als ihre Religionslehre.

× Nicht der ist ein Atheist, welcher viele Fragen über Gott und göttliche Dinge für unlösbar halt, sondern der sich, mitten aus dieser Unfähigkeit heraus, dennoch selbst vergöttert. — Sogenannte Atheisten sind oft nur Sögenleugner, nicht Gottesleugner.

Maritätenkästlein.

○ Welcher Unterschied ist zwischen der letzten französischen und letzten deutschen Revolution? — Antwort. Die Franzosen haben durch sie einen Fürsten weniger, und wir Deutsche einen mehr bekommen.

○ Die Reichstagszeitung bringt folgendes Epigramm:
Wie der Vogel Phönix sterbend
Sich — in Flammengluth versenkt,
Aus der Asche neu verjüngt; —
So — im Tode sich entfärbend,
Unser ReichsChamäleon
Sich aus dem — Kartätschen Feuer
Kühn und stolz erhebt zu neuer
Lebenskraft und Reaktion.

○ In Hamburg heißen die Katzenmusiken jetzt „musikalische Mißtrauensvota.“

Auflösung des Logogryphs in Nr. 83:

Insolvent. Insolvent.